

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 25. November 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 14.

## Verzage nicht.

Verzage nicht,  
Wenn hart und schwer  
Das Schicksal dir den Lebensodem  
raubt,  
Du siehst: „O Gott, halt' ein, ich  
trag' nicht mehr.“  
Sei still! Gott stärkt das wunde Herz,  
das glaubt.

Verzage nicht,  
Und ob auch Schatten dich umhüllen  
Den Weg, der einst voll Sonnenlicht  
Ring' dich empor! Vertrau' des Höch-  
sten Willen!  
Er führt durch Nacht zum Licht.  
Dum zage nicht!

M. Neumark.

## Sein Diamant.

Stizze von Ladislaus Dso-  
dos.

In jener staubigen, großen Stadt  
Unterungarns, wo sich diese närrische  
Geschichte ereignete, besah Matthias  
Lashai in der dortigen Gesellschaft  
eine ziemlich schöne Position. Er war  
Bezirksrichter, dazu ein verständiger  
Mensch mit guten Manieren, der dank  
seiner schönen Erscheinung und ge-  
müthlichen Wesens mit Recht be-  
sprochen wurde, daß er dort, wo er  
verkehrte, mit ein wenig Liebe auf-  
genommen werde.

„Ja, der Herr Bezirksrichter ist ein  
ausgezeichneter Mensch“, sagten die,  
deren bescheidener, bürgerliche Be-  
schäftigung sie gleichsam zu einer ge-  
wissen Abwertung verpflichtete — der  
Stellung Lashais gegenüber.

„Der Matyi ist ein prächtiger Junge!“  
so äußerten sich diejenigen, die  
traut ihrer Stellung in kameradschaft-  
lichem Verhältnis zu dem Bezirks-  
richter standen.

„O, wenn Matyi Geld hätte, da  
gäbe es erst ein lustiges Leben da!“  
Lashai wurde überall gern gesehen  
und Lashai blieb überall gern. Mit  
einem Worte, er war ein glücklicher  
Mensch in seinem kleinen Kreise, wie  
man zu seinem Glücke ja überhaupt  
nichts anderes benötigt, als daß der  
Ring, der uns unmittelbar umgibt,  
uns entsprechend unserer Wünsche  
und Bedürfnisse befriedigend sei. Wie  
dann dieser Ring beschaffen ist, das ist  
eine andere Frage. Mancher Mensch trägt  
einen goldenen Ring am Finger, und  
er gefällt ihm doch nicht, und viele  
andere macht ein einfacher Messingring  
glücklich.

Lashai war mit dem einfachen,  
aber edlen Silber zufrieden, aus  
welchem sein Ring — die ein wenig seltsame,  
aber doch ehrliche, kleinbäuerliche  
Gesellschaft — bestand. Nur eine kleine  
Verbesserung hätte er noch an diesem  
Silberring vorgenommen: einen kleinen,  
glänzenden Brillanten hätte er  
gerne hineingefügt.

Dieser kleine, aber in Matthias Augen  
herlich strahlende Brillant war  
genau der wunderbare, geschliffene  
Diamant der Welt. Er war wertvoller  
als der Kohinor. Denn Lashais  
Diamant lebte, bewegte sich, wie der  
Fisch im Wasser, plapperte heilig und  
konnte bezaubernd lachen; außerdem  
konnte sie mit ihren Rosenblumenaugen  
so berückend schauen, (denn dieses son-  
derbare Geschmeide hatte auch solche),  
daß der Bezirksrichter sofort zu schmel-  
zen begann — wie die Butter in der  
Sonne — wenn dieser Brillant zufällig  
ihm galt.

Mathias Kovacs — das war der  
Name dieses Diamants — war wirk-  
lich ein hübsches, lebhaftes Mädchen,  
und Tochter des Herrn Kolomon  
Kovacs, Oberbuchhalter der Staats-  
kasse. Ihr Gesicht war wie ein roter  
Apfel, in den zu heißen schon unserm  
Water Adam gut schmeckt. Kein  
Wunder, wenn sie dem lebenslustigen  
Bezirksrichter ein wenig den Kopf  
verdrehte.

Und einmal, im Weingarten des  
Barrers zur Zeit der Weinlese, wäh-  
rend die anderen Mädchen in der Nähe  
des Pflanzhauses mit der Jugend schäl-  
terten, geschah es, daß Mathias, die  
Tochter des Oberbuchhalters, sich in  
einer Laube dem Bezirks-  
richter Lashai gegenüber befand. Das  
Mädchen, als ob es geahnt hätte, was  
sich ereignen würde, blickte bestürzt  
auf den Bezirksrichter und machte eine  
solche Bemerkung, als ob sie sich ent-  
fernen wollte. Der Mann aber griff  
eilig nach ihrer Hand.

„Mathias“, sprach er, „gehen Sie  
nicht fort, kommen Sie zu mir.“ Diese  
vier Worte „kommen Sie zu mir“ be-  
tonte er in ganz besonderer Weise.

Das Mädchen schlug die Augen nieder:  
„Ich bin doch hier. Was wollen  
Sie, Herr Bezirksrichter?“

Lashai ergriff nun auch ihre andere  
Hand und drückte sie, während er seinen  
Kopf ganz in die Nähe ihres Gesichtes  
schob: „Ich sagte, Mathias,

Sie mögen zu mir kommen. Verstehen  
Sie, wie soll ich es nur sagen,  
seien Sie meine Frau, theure Mathia.“  
Und mit aller Gewalt wollte er  
das erstrebende Mädchen küssen.

Aber sie rief sich los. „Aber so was!“  
und sie hob den Arm verteidigend vor  
den Stirnenmund, so daß ihr stolzer  
Ellenbogen fast Lashai's Mund be-  
rührte. „werden Sie sich gleich ruhig  
verhalten, Herr Bezirksrichter: Sie  
fragen, ob ich Sie liebe? Nun“ —  
und hierauf lachte sie laut auf — „wie  
würde ich nicht auch den Herrn Be-  
zirksrichter lieben, sowie den Herrn  
Notar und auch den Herrn Urtuar und  
alle Uebrigen in gleicher Weise. Ich  
liebe Sie Alle“ — so schloß sie, sich wie  
ein Schwan schüttelnd, und einen  
Schritt zurücktretend — „aber heiraten,  
lieber Herr Bezirksrichter, mag  
ich keinen von ihnen!“

Lashai sperrte den Mund weit auf.  
Auf diesen Korb war er nicht vorbe-  
reitet. Er ließ Mathias's Hand fahren  
und fragte schier stotternd: „Wie,  
Mathias, sprechen Sie im Ernst?“

Das Mädchen lachte herzlich: „Natürlich,  
im Ernst, theurer Herr Be-  
zirksrichter!“

„Ja, daß Sie doch gleich das Mäus-  
chen beißen möchte“, sagte er scherzhaft  
fort, um seine läbliche Laune zu bemänteln,  
„worum wollen Sie denn nicht  
heirathen, Mathias?“

Sie legte die Hände auf ihre Hüften  
und antwortete mit zornigen Augen  
lachend: „Darum, Herr Bezirks-  
richter, weil ich einen Anderen liebe!“

Es kamen Andere in die Laube, und  
so wurde das Gespräch unterbrochen,  
obwohl es Lashai nicht ruhen ließ,  
wenn er den Korb zu verdanken habe.  
Er beobachtete sie auch den ganzen  
Abend, um zu erfahren, wer sein glücklicher  
Nebenbuhler sei, aber so wie er  
früher nichts wahrgenommen, daß das  
Mädchen einen Anderen liebe, so  
schämte er auch jetzt vergeblich nach  
rechts und links. Mathias war zu al-  
len in diesem Maße lebenswürdig  
und freundlich und scherzte und unter-  
hielt sich auch an diesem Abend mit  
ihm ebenso wie mit den übrigen jungen  
Leuten.

„Wer mag es also sein“, so grübelte  
der Herr Bezirksrichter, „den dieses  
muthwillige Mädchen liebt?“

Ueber dieses Problem hätte Lashai  
bis an den jüngsten Tag sich den Kopf  
brechen und es doch nicht erathen könn-  
ten. Zum Glück verursachte ihm diese  
Frage nicht lange Kopfweh, und zwar  
nicht deshalb, weil ihm vielleicht Jemand  
das Geheimniß gelöst, sondern  
aus einem ganz anderen Grund.

Mathias schien nämlich hoffnungslos  
zu lieben, denn seit der Weinlese  
waren schon einige Monate verstrichen,  
und noch wies kein Anzeichen darauf  
hin, daß sie unter die Haube kommen  
sollte.

Im Januar aber ereignete sich ein  
verheerliches Geschick. Mathias Lashai  
erbte. Sein Onkel, dessen Lashai  
in der Stadt in der Erwahnung gekam,  
ein geiziger Hagedorn, starb und hinter-  
ließ seinem Neffen ungefähr 80,000  
Kronen. Das war das eine unerwartete  
Ereignis. Der glückliche Erbe, denn  
in der Provinz finden, außer dem Ge-  
halt, 80,000 Kronen eine ganz schöne  
Summe, nahm das Vermögen in Be-  
sitz und brach zwei Tage später, auf  
dem glatten Trottoir ausgleitend, das  
linke Bein. Das war das zweite Ere-  
ignis. Zwei Monate lang mußte er  
das Bett hüten, und dann erklärte der  
Arzt, daß er — nämlich Lashai —  
zeitweilig lahm bleiben würde.

Lashai also, der geschmeidige, aber  
arme Bezirksrichter, wurde mit einem  
Male reich und lahm.

„Na“, dachte er bei sich, als er An-  
fangs April auf seinen Stod geschick-  
ter, schwärzlich aus seiner Wohnung her-  
ausbrachte, „jetzt bekomme ich wirklich  
eine Frau mehr. Denn, wenn man es  
recht bedenkt, wer würde eine solche  
lahme Maschine heirathen?“

Kaum, daß er mit seinem noch im-  
mer in einer Maschine befindlichen  
Fuße in die benachbarte Gasse gehun-  
geln war, eilte ihm von der gegenüber-  
liegenden Seite Jemand entgegen.

„Ah, Herr Bezirksrichter! Na, aber  
so etwas!“ So rief schon von weitem  
Mathias Kovacs mit dem Sonnenschirm  
windend und eilte wie ein Kind  
zu ihm hin.

„Allo, Sie gehen schon aus, lieber  
Lashai? Gott sei Dank, daß Sie wieder  
gesund sind.“

„Ja, aber ich hinkte wie ein Zambus“,  
seufzte der Bezirksrichter, seine  
etwas invalide Gestalt betrachtend.  
„Ich bin ein Krüppel, Mathias.“

Das Mädchen schlug die Hände zusam-  
men und lachte. „Daß Sie hinken?  
Ist denn das so schlimm? Wer sagt es  
daß Sie ein Krüppel geworden? Ich  
meine sogar, lieber Lashai!“ — um  
hierbei blickte sie ihm schmelmelnd in  
die Augen und neigte sich ganz zu ihm  
hin — „daß Sie schöner geworden

sind. So, daß ich jetzt ganz —“  
Sie stotzte, und bald erröthend blickte  
sie verlegen bald auf Lashai, bald  
auf den Stiel ihres Schirmes.

Der lahme Mann war außer sich  
vor Freude: „Was, — daß ich jetzt  
ganz, Mathias? Was wollen Sie jetzt  
sagen?“

Mathias schlug schamhaft die Augen  
nieder. „Kommen Sie zu uns, zu  
Hause sage ich Ihnen alles.“

Anders Tags aber, nachdem Lashai  
wirklich noch denselben Nachmittag in  
schwarzem Rod im Hause Kovacs er-  
schienen war, mußte er bereits die ganze  
Stadt, daß die Tochter des Ober-  
buchhalters den lahmen Bezirksrichter  
heirathen werde.

Dann, als sie nach einem Monat  
Verlobung feierten, fragte Lashai  
halb scherzhaft, halb selbstbewußt seine  
Braut: „Sagen Sie mir doch, liebe  
Mathias, wen liebten Sie damals, als  
Sie mir einen Korb gaben?“

Die zukünftige Frau lachte leise:  
„Niemand, lieber Matyi, nur auf die  
Probe wollte ich Sie stellen, ob Sie  
mir treu bleiben, auch wenn ich Ihnen  
einen Korb gäbe.“

Dem verliebten Bräutigam genügte  
diese Erklärung, und er fügte bald  
glücklich in den silbernen Ring, der ihn  
in Gehalt der kleinbäuerlichen Gesell-  
schaft umgab, seine Frau, den glän-  
zenden, geschliffenen Diamant, ohne  
auch nur einen Augenblick daran zu  
denken, daß dieser schöne Diamant  
jalsch sei. So falsch, daß er lieber den  
lahmen Lashai heirathete, der Geld  
hatte, als den gesunden, der von seinem  
Gehalte allein hätte leben müssen.

## Portugiesische Bilder.

Schmal und lang hingestreckt liegt  
Portugal am Atlantischen Ocean,  
und erlaubtlich ist die landschaft-  
liche Mannigfaltigkeit seiner Küste.  
In mächtiger Brabung schäumen  
die Wellen empor an Europas  
westlichem Vorgebirge, dem Kap Roca,  
das, ein nackter Fels, jählings zur  
Tiefe absinkt. Unter ruhelosem Don-  
ner, in riefigen Fontänen und Kas-  
kaden stürzen sie sich um die Klippen  
und Risse der Bocca do Inferno bei  
Estoril und Cascaes, den entzückend  
bunten Villen- und Badeorten vor Lis-  
sabon. Breit und behäbig, wie nur  
die Dörfer an gemüthlichen Tagen,  
laufen sie an den weißen Badestrand zwisch-  
nen Fog und Matofinhos bei Oporto.  
Das Laagenhaff von Aveiro führt  
ridt zu Unrecht den Namen des portu-  
giesischen Holland, während die ge-  
waltigen Dünen, die, schon bei Bel-  
lém einsehend, die Küste nordwärts  
mit Veranbung bedrohen, vielfältig  
an die preussischen Neuhagen gemah-  
nen. Entschend hat diese Lage, die  
bessernde Nachbarschaft des  
Oceans, die geschichtliche Entwicklung  
Portugals beeinflusst. Sie war es,  
die mit dem grohrtigen Zeitalter der  
übersehbaren Entdeckungsfahrten, mit  
der Weltmachstellung des portugie-  
sischen Volkes jene turze und glänzende  
Blühzeit einer nationalen Kultur her-  
aufführte, von der noch heute als mel-  
ancholisch herbe Zeug Prachtbau-  
ten wie das Hieronymuskloster von  
Belém, das Ordensschloß der Chris-  
tusruiter von Thomar und vor allem  
das Batalha bei Leiria, nächst der Al-  
hamkra das grandioseste Architektur-  
denkmal der iberischen Halbinsel, zu  
finden wiffen. Begonnen im 14.  
Jahrhundert, in der überrigpen  
Pracht portugiesischer Gothik, der indi-  
sche, aus den Kolonien stammende  
Motive ein sehr besonderes Gepräge  
leihen, nun unvollendet riesige, nackte  
Strebepfeiler gleich emporgeworfenen  
Armen in die Lüfte reckend, weist der  
ungeheure Klosterbau der Batalha mit  
seinen Höfen, Kapellen und Königs-  
grüften — auch Heinrich der Seefahr-  
ter ruht hier — inmitten einer Flug-  
sandwüste ergreifend und einsam das  
Bild der todtten Größe eines gesun-  
ten Volkes.

Dem Ocean dankt Portugal auch  
seine klimatischen Vorzüge; die an-  
dauernden, grellen Sonnengluthen und  
die oft grimmen Winter des inneren  
Spanien fehlen. Nicht mit Unrecht  
nennt der Portugiese seine Heimath den  
Garten Europas. An Pracht und  
Fülle der Vegetation wird Portugal  
von keinem Lande Europas erreicht.

Hier wird zuerst die Natur der  
Wunderkräfte sich bewußt, die sie in  
wilttem Schaffensrausch dann in den  
Tropen bethätigt. In wirrem Ge-  
menge drängt sich durch Portugal der  
gesammte Pflanzenwuchs der gemäßig-  
ten und subtropischen Zone. Von  
Deutschlands Flora fehlt keine Blume,  
kein Strauch, kein Baum; aber die  
sechswarme Luft, die wucherndekraft  
des Bodens wandeln die heimischen  
Gewächse gar feltfam. Nie zuvor sah  
ich Iris, Dahlie und Georgine in so

jügellosem Spiel der Farben und  
Segatterungen. Der Ocean wächst  
wild, über die Gartenmauern fort  
hängt in schweren Büschen als Un-  
kraut der Heliotrop. An doppelarm-  
igen Stämmen blüht die Rose;  
baumartig wächst die Kamelle, das  
Geranium. In den Gärten der Kö-  
nigin Maria Pia zu Cintra drängen sich  
gipfelhoch die Blüthenstrahlen der  
blauen Hortensie. Auf den öf-  
fentlichen Plätzen von Oporto,  
Coimbra und Lissabon stehen  
Rhöniz- und Fächerpalmen von  
höchster Schönheit. Kolosse von  
Jedern bilden neben Palmen den  
Hauptbestandteil der Matia do Buf-  
faco, eines Urwaldes südlich von  
Oporto. Ueber blühende Magnolien  
streckt die Korkeiche ihre massigen  
Gabelzweige. Der australische Eu-  
calyptus mit dem borkelosen  
Stamm bildet ganze Waldungen.

Unendlich ist die Fülle, und das  
Wachsthum derartig, daß man in  
Oporto, im Norden schon, alle zwei  
Jahre die Hausgärten ausrauft, weil  
sie sonst zur Wildniß werden würden.

Korn- und Fruchtbau spielen eine  
gewaltige Rolle; die hohe Bedeutung  
der Weinausfuhr für Portugal ist be-  
kannt. Im Norden, an laubartigen  
Hohlgängen auf Bergabhängen und  
Uferhöhen gezogen — das Landshaf-  
tliche des Douro und Mondego erinnert  
von fern an unferen Rhein —, im Süd-  
en, auf freiem Felde an Holz- oder  
Eisenhängen aufgehunden, bedekt die  
Rebe Flächen von gewaltiger Ausdeh-  
nung. Von Coimbra an trägt auch  
der Feigenbaum reife Frucht. Man  
begrüßt, wo zu so überauslocker, na-  
türlich Fruchtbarkeit noch die Kunst  
des Gärtners tritt, da entziehen Vegeta-  
tionsbilder von oft paradiesischer  
Schönheit.

Die botanischen Gärten von Coim-  
bra und Lissabon finden nur in Rio  
de Janeiro ihresgleichen. Die Gärten  
der Königin in Cintra sind ein Ent-  
zücken fürs Auge. Alles Denk-  
bare aber übertrifft die Quinta da Men-  
sate in Cintra. Ein Gang durch die  
fimmerverirrenden Farbenpracht dieser  
blühenden Scheinwildniß ist wie ein  
Gang durch Arimdens Zaubereich.  
Man weiß nicht mehr, ob man wacht  
oder träumt.

Das portugiesische Volk ist weicher,  
empfindlicher, humaner als das spani-  
sche. Ist der Kastilianer stolz bis  
zum Dünkel, ganz Rerv und Feuer, so  
ist der Portugiese heftig, heiter,  
träumerisch, beherrschter, wo nicht  
gelassener Temperamentes. Unter  
allen romanischen Völkern steht das  
portugiesische noch heute der Stufe der  
Kindheit am nächsten. Seine Schwä-  
chen und Vorzüge sind die des Kindes.  
Als den Grundzug der portugiesischen  
Weltseele geradezu möchte ich eine  
kindlich herzliche Gutmüthigkeit an-  
sprechen. Sie erscheint naiv in der harm-  
losen Zuthunlichkeit und Ehrlichkeit,  
mit der Bauern und Fischern, mit der  
das niedere Volk, übrigens zu zwei  
Dritteln Analphabeten, dem Fremden  
da entgegnet, wo es noch nicht,  
wie z. B. in Cintra, durch ständigen  
Fremdenverkehr verborben ist. Sie  
erscheint vereinfacht und sublimiert in  
der bezaubernden Gastlichkeit und  
formvollendeten Höflichkeit, der gebil-  
deten Schichten, die den gefälligen Um-  
gang beinahe auf das Niveau einer  
Kunst erheben.

Der Portugiese hat noch andere Zu-  
genden: er ist mähig und sparsam; er  
ist, besonders im Norden des Landes,  
arbeitsam, fleißig, ohne fleißig zu sein.  
Die zähe Ausdauer des deutschen Bau-  
ern darf man von dem portugiesischen  
nicht verlangen. Erstens hat er sie  
nicht nötig, und zweitens ist er zu be-  
quem. „Langsam, aber sicher.“ ist in  
ganz Portugal die Parole. „Tenha  
paciencia“, habe Geduld, und „a  
manha“, auf morgen, sind bei jeder  
Gelegenheit wiederkehrende Lieblings-  
wendungen. Der Begriff der Eile ist  
dem glücklichen Stoizismus dieses  
Volkes ebenso wenig aufgegangen, wie  
die Pflicht der Müthlichkeit. Schlan-  
ke bezeichnet der Portugiese die Wo-  
chentage als ersten, zweiten, dritten  
Feiertag, den Montag z. B. als „se-  
gunda-feira“; die Leidenbegänquise  
werden prunkhafte Festzüge, die Fried-  
höfe bezeichnet sein kindlicher Euphe-  
mismus als „prazeres“, als Stätten  
des Vergnügens. Kindlich recht eigent-  
lich und harmlos ist auch die  
Schwäche, die neben einer gewissen Zu-  
dolzung jumeist an portugiesischen Na-  
tionalcharakter hervortritt: der Hang  
zu allem, was gleißt und bunt ist, zu  
Festern und Tänz.

In Lissabon führen zwei Haupt-  
straßen die Namen Rua Aurea und  
Rua da Prata, Gold- und Silberstra-  
ße; in ihnen, wie in der Rua das Flores  
in Oporto drängt ein Juwelier-  
laden den andern, und alle machen gute

Geschäfte. Auf dem Bahnhof Cam-  
panhan in Oporto sah ich ganze Schan-  
den von Bauern und Bäuerinnen aus  
dem Bergdistrikt der Alta Beira, die  
zu irgend einem der zahlreichen  
Volksfeste fuhren. Ihre Reisetaschen  
waren mit Gold- und Silberpapier  
besetzt; ihre Reisetaschen aus Hunderten  
kleiner bunter Zeugtücher mosaikar-  
tig zusammengesetzt. Diese Frauen  
mit Goldschmuck über und über be-  
hängt. Sie trugen zwei Handflächen  
große Hergen und Sterne aus Gold-  
filigran an langen goldenen Ketten, oft  
zwei und drei übereinander, um den  
Hals; sie trugen fingerlange Bommel  
und gewaltige Ringe in den Ohren.

Natürlich sah das im Verein mit den  
bunten Trachten malerisch aus; aber  
die Sache hat auch ihre bedeutliche  
Seite; die Leute legen oft all ihre Er-  
sparnisse in dergleichen Tenz an und  
berauben sich des Nöthigsten, um ihn  
sich zu verschaffen. Uebrigens geben  
die eleganten Städtlerinnen den Bäue-  
rinnen nichts nach. Vor dem, was die  
voornehmen Portugiesinnen im Hotel  
da Matia auf dem Buffaco alltäglich  
an Brillanten, an Bracelets, Ringen  
und Broschen mit sich herumtragen,  
würde die puzsüchtigste Bontiersgat-  
tin aus Berlin W. die Augen nieder-  
schlagen.

Maurische Einflüsse fallen beinahe  
als erstes dem Fremden beim Betreten  
des Landes auf. Maurisch ist die  
Bedeckung der Häuserfassaden mit  
bunt glasierten Kacheln, mit „Azule-  
jos“; in dieser Technik, blau meist auf  
weißem Grunde, weisen die portu-  
giesischen Kirchen oft prächtige Wandge-  
mälde auf. Maurisch sind die schmalen  
Gitteraltäre der Fenster und die roten  
Wasserfontäne, welche die Frau aus  
dem Bolte so grazios auf dem Kopf zu  
tragen weiß.

Auch in seinem Ausfern kann, wie  
nach seiner Geschichte begreiflich, das  
portugiesische Volk einen starken mauri-  
sch-orientalischen Einschlag nicht ver-  
leugnen. Der Durchschnittstypus  
scheint wenig über mittelgroß; die  
Frauen sind feier und voll, die Männer  
kräftig und geschmeidig gebaut. Die  
Gesichtsfarbe spielt vom Gelblichen  
ins Quittengelbe, das Haar ist glatt  
und pfebrabenschwarz — nur in der  
Gegend von Coimbra sah ich als leben-  
dige Zeugen westgothischer Nachwirkung  
blonde Bäuerinnen —, die Augen  
sind durchgehend dunkel und dabei un-  
gemein bereit und ausdrucksvoll. An  
Lebhaftigkeit in Wesen, Gebärde und  
Sprache wetteifert der Portugiese mit  
all seinen romanischen Vettern.

Keiner und wohlgefälliger als unter  
den Städtler erscheint der Volkstyp  
bei den Bauern; ich glaube zudem, in  
Portugal ist das männliche Geschlecht  
nicht nur das stärkere, sondern auch  
das schönere. Die Portugiesin ist sel-  
ten schön; ist sie es aber, so ist ihre  
Schönheit von so ablicher Art, von so  
eigenenthümlich und schwerwütigem  
Charme, daß man unwillkürlich auf  
der Straße stehen bleibt, wo sie einem  
begegnet. Und eines muß auch der  
Septiker an der Portugiesin bewun-  
dern: ihre Füße. Mögen sie Porzür  
Chaussure tragen oder nackt und be-  
schmutzt im Staub der Landstraße  
wandern, die Füße der Portugiesin  
sind in ihrer Feinheit und Kleinheit  
geradezu vollendet.

Ich will hier nicht die furchtbare  
Anekdote wiederholen, derzufolge die  
Portugiesen ihre Kavallerie nicht nach  
Pferden, sondern nach Pferdebeinen  
zählten. Der Witz hat aber keinen tieferen  
Sinn. Zweifellos tritt zu der  
sindlichen Freude an allem Blinden-  
sehen die wesenverwandte am Klänge  
großer Zahlen. In den Straßen por-  
tugiesischer Städte sind nicht die ein-  
zelnen Häuser nummeriert; es trägt viel-  
mehr jede architektonische Defnung  
des Erdgeschosses, jede Thür, jedes  
Fenster ihre besondere Nummer, so  
daß auf jedes einzelne Haus vier, fünf  
Nummern entfallen. Die Zahlenreihe  
wächst bei diesem System um so rapi-  
de, als auf der einen Seite der Stra-  
ße nur gerade, auf der anderen nur  
ungerade Nummern laufen. Ich glaube,  
auch die dem Fremden so fatale  
Währung des Landes erklärt sich in  
diesem Zusammenhange.

Dieses verzeuiekte Mißreiß mit  
seinen tausend Reis, die nach amerikani-  
ischem Gelde noch nicht einen Dollar  
werth sind! Während meiner ganzen  
Reise bin ich zu genauer Einsicht in  
meine Ausgaben nicht durchgedungen.  
Und ich erinnere mich, wie mir zu An-  
fang stets ein schlottes Entsgegen  
ins Gebein fuhr, wenn man etwa für  
ein solides Mittagessen eintaufens-  
dreihundertfünfzig Reis von mir for-  
dernte, und konnte ich gar zur Beglei-  
dung einer Hotelrechnung von neun-  
tausenddreihundertfünfzig Reis nur  
eine Zwanzigttausendreissnote prä-  
sentieren, so schrie mein Herz in seinen

rechnerrischen Nöthen angstvoll nach der  
Legaritmentafel.

Zu dieser Währung kommt eine mi-  
serable Münze. Es gibt mit Ausnah-  
me einiger bescheidener Silber-, Nitel-  
und Kupfermünzen nur noch Pa-  
piergeld im bankrotten Portugal;  
schon das Mißreiß existiert nur als  
Kaffenzeichen mit Zwangskurs. Eine  
einheimische Goldmünze fehlt gänzlich.  
Englisches Gold steht am höchsten im  
Kurs. Portugal ist ja wirtschaftlich  
heut nur noch ein Vasallenstaat Eng-  
lands; selbst der Weinhandel, dieses  
vitalste Interesse Portugals, befindet  
sich nahezu ausschließlich in englischen  
Händen. Natürlich liebt, allen diplo-  
matischen Alliansen zum Trost, der  
Portugiese, der dem Deutschen zum  
mindesten seinen Respekt nicht versagt,  
den Engländer keineswegs. Hier gilt  
noch heute für ihn des berühmtesten  
Portugalpilgers Childe Harold By-  
rons Wort: „Er leckt, doch schmächt die  
Hand, der er bedarf.“ Auf der Rede  
von Lissabon lag, als wir den Hafen  
verließen, das ganze englische Mittel-  
meer geschwader, achtzig gewaltige  
Vanzerkreuzer. Ein imponierender  
Anblick! Mir aber war, als sähe ich  
da eine gigantische, eiserne Faust mit  
brutaler Gewalt auf das schöne und  
flühende Lusitanien sich legen.

Dr. Paul Bernstein.

## Aus der Asche des verstorbenen Gatten ein blauer Stein für den Ring gefertigt.

Eine französische Zeitschrift erzählt  
mehrere Beispiele von ganz eigenar-  
tiger Verwendung, welche die Asche der  
in den Krematorien verbrannten Lei-  
chen oft findet. In den meisten Fällen  
spielt die Liebe zu den Todten eine  
auschlaggebende Rolle. So hat vor  
einigen Jahren die Herzogin von Des-  
sun, die als besonders ertragant be-  
kannt ist, die Leiche ihres Gatten, den  
sie abgöttisch liebte, verbrennen lassen.  
Die Asche wurde dann von dem Che-  
miker Dr. Mautier durch ein chemi-  
sches Verfahren auf eine kleine Dosis  
feines Pulvers reduziert. Mit großen  
Kosten ließ sie die Asche ihres  
Gatten präparieren und durch einen  
chemischen Prozeß in eine blaue Masse  
umwandeln, die den Schein eines Edel-  
steines hatte. Da sie beabsichtigte, die  
sterblichen Reste ihres Gatten stets bei  
sich zu tragen, so ließ sie den blauen  
Stein von einem geschickten Juwelier  
in einen Ring fassen, den sie ständlich  
als Wittwenring am Finger trägt. Es  
ist wohl der eigenartigste Wittven-  
ring, der bisher je von einer Frau ge-  
tragen wurde. Zu erwähnen ist noch,  
daß ihr Gatte in seinem Testament  
den Wunsch ausgesprochen, verbrannt zu  
werden, damit seine Gattin die Asche  
seines Leichnams stets bei sich haben  
könne. Durch die obige Ausführung  
erfüllte die Wittive so seinen Wunsch  
luchthüchlich.

Die Zeitschrift erinnert dabei an einen  
historischen Vorfall, der sich vor  
mehr als 200 Jahren ereignete und der  
mit dem eben erwähnten eine große  
Ähnlichkeit hat. Ein Mann, der in  
der Geschichte der modernen Glasfabri-  
kation die hervorragendste Rolle  
spielte, hat die Asche seines Leichnams  
in ähnlicher Weise verwenden lassen.  
Es ist der berühmte Alchimist und  
Mastinkler Johann Kunckel, der im  
Jahre 1702 starb, und der noch heute  
als Schöpfer der modernen Glaskunst  
gilt. Die berühmten farberprächtigen  
Glasbecher aus dem Anfang des 18.  
Jahrhunders stammen entweder von  
ihm selbst oder sind von seinen Schül-  
tern hergestelt worden. In seinem  
Testamente bestimmte nun der Künf-  
der, daß seine sterbliche Hülle ver-  
brannt werden sollte. Zum Anerken-  
nen an seine Verdienste um die Glaskunst  
sollte die Familie aus der Asche des  
Künstlers einen Familienschatz her-  
stellen. Einer der besten Schüler des  
Künstlers wurde mit dieser Aufgabe  
betraut und fertigte aus der Asche ein  
Glas an, das an Schönheit mit den  
Erzeugnissen des Meisters wetteifern  
konnte. Der Potal wird noch heute in  
der Familie des Künstlers aufbewahrt  
und bei festlichen Gelegenheiten be-  
nützt. Es werden noch einige andere  
Beispiele der eigenartigen Verwen-  
dung der menschlichen Asche erwähnt.

So wird z. B. ein Graf Talley-  
rand-Verloord genannt, der die Asche  
seiner Gattin in einen kleinen Tempel  
einbauen ließ. Es wird vermerkt, daß  
diese Beispiele historisch sind.

Ein praktischer Arzt.

„Nun, Herr Doktor, wie sieht es mit  
meinem Manne?“

„Nicht besonders! Er braucht vor  
allen Dingen Ruhe... Ich habe hier  
ein paar Schlafpulver aufgeschrie-  
ben...“

„Wann soll er sie nehmen?“

„Er? Ueberhaupt nicht. Die sind  
für Sie bestimmt, meine Gnädige!“